

„Zu unierem — zu Sonnenstein!“ sagte sie. „Noch dachte er nicht, was sie meinte.“
 „Und werde ich Sie wiedersehen dürfen, mein Fräulein? Ich weiß nicht einmal Ihren Namen!“
 „Erna Calander.“ nannte sie ihm denselben.
 „Ah, freilich, jetzt bekam er sich auf den Namen in jenem Briefe!“ Und Sonnenstein geröhrt den Köchling?“ fragte er.
 „Nein, meinem Vater! Er wird sich freuen, Sie kennen zu lernen!“

Sie war dunkelroth geworden. Blüßlich veränderte sich aber ihr Gesicht; in einer Sekunde wechselte es die Farbe, dann wurde es völlig weiß, denn Erich hatte sie ein paar Sekunden starr vor Ueberraschung angesehen; auch seine Miene wechselte, von der ruhigen Sorglosigkeit in den Ausdruck höchsten Respekts.

Erich hatte die Hosen zusammengezogen und verbeugte sich tief.

„Verzeihung, mein gnädiges Fräulein!“
 Das alles kam so rasch, bei ihm fu so ganz und gar als der unmüßliche Ausdruck seines Empfindens, daß eben das ganz Impulsive unentbehrlich war.

Und wie? „Weiß, einen unbegreiflichen, tiefstürmischen, entsetzten Blick auf ihn werfend, antwortete kalt: „Was ist da zu verzeihen?“ und ehe er antworten konnte, ehe er sich nur von seinem Staunen und Erschrecken erholt, hatte sie, ihr Kleid zusammenraffend, obwohl es nirgend feucht oder staubig war, sich flüchtig verbeugend, ihm den Rücken gewandt und schritt eilig in das Gebüsch hinein, wo sie gleich darauf verschwand.“

Er blühte ihr verständnißlos nach.
 Was hatte sie? Was fiel ihr ein? Warum erlöschte sie? Was sollte der Blick? Hatte er irgend etwas gethan, was sie verletzte?

Er wollte ja nur um Verzeihung bitten, daß er so sans façon —
 Ah, war es das?

Doch nein! Er hatte nicht mit einem Hauch die Grenze des Anstandes verletzt. Sie war ja so bezaubernd gewesen als die kleine Bonne!

Und dies Mädchen war die Millionärstochter, dies Mädchen nannte man die „Stolz von Sonnenstein?“ Froysberg und seine Freunde hatten mehrfach von dem Wesiger des Sonnenstein gesprochen und von seiner Erbin, der immens reichen einzigen Tochter, aber im ganzen hatte Erich wenig danach gezeigt, da man das Fräulein immer nur die Stolz nannte, und er sich gedacht hatte, die Sonnensteiner gehörten zu dem

Geldvermögen, wie es so widerwärtig auch unter den gebildeten Leuten empvordriest. Er hatte sich die Erbin sehr viel anders vorgestellt. Und nun, das war sie? Eine Calander? Die sich Heideite wie eine kleine Bonne und die so bescheiden war, so überaus mädchhaft und reizend? Freilich, ganz zuletzt! Ein bitterer Aehger tochte in ihm auf. Er wußte plötzlich, was sie ihm übel genommen. Er erröthete es ganz richtig. Aber —
 Und nun meint sie gar, der Respekt vor dem Gelde habe es mir angethan.

Das war ja ganz anders, ganz anders! Ich hatte sie für eine Bonne gehalten und sie freilich! Was gab es da für sie zu verzeihen, ich hatte sie wie eine Dame behandelt! Was sollte das dumme „Verzeihen Sie?“ D, ich Eitel! Und während an seinem Schnurrbart nagend sprang er in das Boot.

„Keinen Fuß setz' ich wieder auf Sonnensteiner Grund!“ Tief verstimmte langte er auf Froysberg an. Eine Aufregung, wie er sie nie empfunden, gemischt mit Erbitterung und Betrübnis, beherrschte ihn und dabei der volle Eindruck der entzündenden letzten Stunden. Könnte ihm denn das Schicksal nicht einmal diese eine Rahung? Warum konnte sie nicht die kleine lebenswürdige Bonne sein, für die er sie gehalten? Ein schlichtes, feingebildetes Mädchen, arm und bescheiden, zu dem er sprechen dürfte, wie ihm zu Muth war, ohne daß sie einen Geldjäger in ihm sah. Ein Schlag ins Gesicht hätte ihm nicht schimpflicher sein können, als ihr leger Blick.
 Als Erich sich dem Schiffe näherte, hörte er die laute, jornerfüllte Stimme seines Vaters auf dem Hofe erschallen und dazwischen ein lautes, gellendes Schmerzergehr.

Was hieß das? Das klang ja wie —
 „Wahrsagt, Froysberg prügelte einen jungen Menschen, den er am Kragen festhielt. Er schlug ihn mit einer Wuth und Heftigkeit, die ihn gar nicht darauf achten ließ, wohin er traf, und die Peitsche hatte er umgekehrt, so daß der letzte Schlag, der den hübschen Burtschen traf, förmlich frachte.“

„Froysberg, Froysberg!“ rief Erich. In demselben Augenblick ritten ein paar Herren, die zum Besuch kamen, durch das offene Thor.

Der Gutsheer hörte es und sah auf.
 Den Gezüglichten schleuderte er nach der einen Seite, wo derselbe blühtend und heulend auf den Rasen niedersetzte, die Peitsche warf er nach der andern; feuchend, roth von der Anstrengung und Wuth, ging er seinen Gästen entgegen.
 (Fortf. folgt.)

Die Versteigerung.

Von Wilhelm Jensen.

(Schluß.)

Da hatten die beiden Vogeliebhaber den Tisch erreicht, suchten sich, augenscheinlich gleichmäßig altersfürsichtig, mit unruhigem Blick und hielten jeder zitternde Finger bereit, sobald der andere verstimmt ist, die Hand nach dem Messingknopf auszustrecken. Doch offenbar zogen die Verhältnisse sie jetzt auch gleichermäße, die bisherigen Zuschläge von fünf Groschen aufzugeben und solche von einem an die Stelle treten zu lassen. Das ging noch langsamer zum Verbrusse des übrigen Publikums und zur Langeweile des Auktionators, aber feiner von den beiden wußten, und Groschen um Groschen tröpfelte langsam von ihren alten Lippen.

Werschen Thaler, einundzwanzig zum ersten!“
 Blüßlich guckten die beiden „Vogelhaber“ wie von jähem Schreck erschüt zusammen. Der ornithologisch-merkantilische Verhältnißer auf der ersten Bank hatte sich nicht weiter an der Steigerung betheiligt; doch ob die linguistische Begabung des Papageis ihm einen höheren Begriff von dem Werthe derselben für den Wiederverkauf beigebracht hatte, oder ob späßige Laune ihn antrieb, die beiden alten Herren zu reizen, er rief einmal laut dazwischen: „Zwanzig Thaler!“ Entschieden jedoch behag der Vogel eine Abneigung gegen jene Stimme, denn er kreischte lächelnd auf und schrie gneinmal energisch hinterdrein: „Sato will nicht!“

Ebenso unvertennbar ging das letzte Angebot über die Zahlfähigkeit jedes der beiden bisherigen Gegner. Sie standen wie gelähmt, müßsam athmend, hilflos suchten ihre Augen nach einem Beschlusse umher. „Wer, ihnen klänge?“ „Zwanzig Thaler zum ersten — zum zweiten.“

Da richteten sich ihre Blicke gegeneinander, und wie mit einem Schlage, wortlos, blickartig kam ihnen der nämliche Gedanke. Er that sich darin kund, daß sie beide zugleich die Hand aufreichten und, ihr letztes Gebot wiederholend, wie aus einem Munde

riefen: „Wir legen's zusammen — wir kaufen ihn gemeinsam!“

Der Auktionator summte einen Augenblick gleichgültig: „Zwanzig Thaler, einundzwanzig — neunundzwanzig Thaler, zwölf Groschen zum ersten, zum zweiten — und zum dritten!“ Der Hammer knarrte auf dem Tisch, heftig klumperten Silbermünzen von zwei Seiten daneben. Der Papagei rief ein über das andere mal: „Kling — kling! Gut! Gut! Sato verquält!“ Der Versteigerer schämte: „Glaub's, ist genug für deinen zähen Braten, Papageh!“ Der Handelsmann lachte aus vollen Kehle über die Summe, die sein kostbares Nebrgebot eingebracht, das Publikum verlangte ungeduldig den Weitergang der Auktion, und die beiden alten Witzbiber löschten gleichzeitig heillos nach dem großen Käfig und eilten mit diesem, indem ihm der eine noch rechts der andere von links hielt, aus dem Versteigerungssaal hinaus. Draußen brannte die glühende Mittagssonne auf der schattenlosen Straße, aber sie ließen stumm, wie bestimmungslos fort, als würden sie gleichmäßig von der Angst getrieben, es könne noch jemand mit einem höheren Gebot hinter ihnen drein kommen und ihnen ihren Besitz streifen, und dabei Schwelztropfen kamen von den beiden großen Gesichtern. Verwundert guckten selbst die großstädtlich gewohnten Leute in der Straße ihnen nach, und ein besonders müßiger Zuschauer rief: „Schau, die grauen Papageien, eins, zwei, drei — aber nur einer mit rothen Schwanzfedern dabei!“

Dann standen sie zum ersten mal an einer Ecke still, denn der eine wollte unvertennbar zum Ainken und der andere zur Rechten, aber nach seiner Wohnung zu, abbiegen, und der Käfig geriet dadurch in die Lage eines vorn wie hinten mit einem ansehnlichen Pferde bespannten Wagens. Zum ersten mal aber auch kam jedem die Bemerkung, daß er nicht Alteinbesitzer sein und sein

Gesichtum nicht in seine Wohnung hineinkriegen könne. Und sie drehten, innehaltend, betroffen die Köpfe gegeneinander und sprachen gleichzeitig mit ungewiß tastendem Frageton:

„Wohin?“
 „Ja, wohin sollten sie? Keiner wußte es oder konnte sich überhaupt deutlich machen, was überhaupt zu geschehen habe. Krampfhaft hielt nur jeder an dem messingnen Käfig fest. Da fielen ihre blickenden Augen wie auf einen Rettungsanker in dem Menschenengange an sie her auf das Schicksal einer kleinen Witzbiber, und sie nickten sich langsam zu und traten in das Gaus hinein. Und nun loben sie sich in einem stillen, leeren, halb dunkeln Hinterbüsch gegenüber, worin ihre Augen nach dem Uebergange aus dem grellen, blendenden Lichte draußen im Anfang noch weniger sehen als vorher. Und noch weniger wollten sie, was sie denn nun wollten und sollten; es blieb mehrere Minuten lang ganz lautlos in dem kleinen dämmerigen Räume, bis Sato auf dem Tische zwischen ihnen das Schwelzen brach und hinter einem schmalen Stützentone sagte:

„Gueline lieb — Zuder!“

Es war sehr komisch, wie die beiden alten Herren zugleich aufsprangen und nach einem Wellner riefen: „Zuder! Bringen Sie Zuder!“ Dann knurrte der Vogel zurückden, abweichend hier und dort an zu treten, ihm auf beiden Seiten zwischen die Gitterlässe geschobenen großen weißen Broden, und jetzt brachte Ter graue Schnurrbart zum ersten mal mit unklarerer Zunge eine fragende Aende an sein Gegenüber hervor:

„Warum wollen Sie mir ihn nicht lassen, mein Herr?“
 „Warum wollen Sie mir ihn nicht lassen, mein Herr?“ entgegnete der Kästlopf.

„Ich will Ihnen die Rollen erlesen, in die Sie durch mein Ueberbleiben geraten sind.“

„Nein, lassen Sie mich Ihnen abschauen, was Sie der Summe zugehoben haben.“

„Über sehr schüttele die Köpfe und schwiegen wieder, und erst nach einer Weilezeit hub der erstere an, dessen Art und Neugierde einen ehemaligen Offizier mit schamem Halbsohl vermissen ließ:

„Für Sie kam der Vogel keinen besonderen Werth haben...“
 „Doch — doch — mehr als für irgend jemand sonst...“

„Ich habe ihn schon vor vierzig Jahren gekauft.“
 „Ah“, erwiderte der andere unruhig, „vor vierzig Jahren? Ja, glaube, ich kannte ihn schon früher.“

Es trat abermals eine Pause ein, dann sagte der graue Schnurrbart:

„Ich will offen sprechen und bin überzeugt, Sie werden mit daraufhin den Vogel überlassen. Er gehörte einer jungen Dame, einer sehr schönen Dame, und ich war ein junger Lieutenant und — nun, mein Herr, ich liebe die Dame und habe keine andere mehr im Leben geliebt. Ich hatte einen Nebenbuhler, aber sie gleichfalls zu lieben schien, einen jungen Herrenbar, den ihre Mutter heiratete. Sie liebte aber mich, nicht ihn...“

„Oh, was Sie sagen, mein Herr!“ schaltete der Kästlopfige mit zitternder Stimme ein, „es muß lange her sein. Sollte Ihre Erinnerung Sie nicht täuschen?“

„Nein, sie hatte ihn wohl gern, doch nur als Freund, wie einen Verwandten, einen Bruder. Wir aber getrandt für ihre Liebe nicht, um der Mutter willen. Doch sie that's, als sie allein war, denn der Vogel hier sprach eines Tages, als ich an seinen Käfig trat: „Alexander lieb.““

Der Sato hörte die den letzten Worten auf, lachte plötzlich und rief laut hinterdrein: „Alexander — Alexander lieb!“

„In den hinteren Augen über dem grauen Schnurrbart glomm ein schätzbares empor. „Weißt du's noch? ...“ Sie hören's, mein Herr, er weiß es noch. Das Alter macht geschwätzig, ich will's Ihnen weiter erzählen. Es war wunderlich, auch ich hatte

meinen Nebenbuhler eigentlich gern, es war ein lieber Mensch. Aber einmal sprach der Sato, als wir zusammen vor ihm standen: „Lieber Otto! Gueline lieb — lieber Otto...“

„Otto!“ rief der Vogel verärgert.
 „Da ward ich blind und thöricht vor Eiferstucht und sagte ihm, daß das habe nicht Gueline, sondern er selbst den Vogel geliebt. Und ein Wort gab das andere, und das letzte war, daß wir uns mit Witzeln gegenüberländen. Ich traf ihn durch die Brust und mein Lebensglück mit ihm, denn Gueline wollte mich niemals wieder sehen, niemals wieder.“

„Eine Träne quoll dem alten Herrn an der Wimper, und der Alte ihm gegenüber nickte und redete langsam: „Weil sie glaubte, Sie hätten den geliebt, den sie geliebt hatte. Aber er lag ein Jahr lang zwischen Leben und Tod, dann konnte er wieder aufstehen.““

„Woher wissen Sie das?“ fragte der andere, regungslos auf den Sprecher hinüberstarrend.

„Weil ich der Otto war, denn die Kugel durch die Brust ging.“ Es lag etwas Geisterhaftes in der langen Ausholigkeit, die auf die gleichmüßigen Worte folgte. Endlich sprach der eine: „Ich kannte Sie nicht mehr.“

„Ich Sie ebenfalls nicht.“
 „Es ist zu lange Zeit her.“
 „Ja, zu lange.“

Ein Pause trat ein, bis sie wieder anhuben: „Ich kam wegen des Duells auf die Festung und mußte danach meinen Abschied als Offizier nehmen.“

„Ich konnte nicht bei meinem Beruf bleiben, weil meine Brust das Sprechen nicht ertrug.“

Die Stimmen klangen, als berückelten sie gleichgültig von zwei Seiten aus ferner Jugend Erinnerung. Es war wieder still; der Papagei sagte bedauerlich: „Arme Gueline! Todi! Todi!“

„Gueline“, wiederholte schuldend der alte Offizier außer Dienst, „ich weiß, sie hat mich im Geheimen bis zuletzt geliebt, aber daß ich Ihr Blut vergossen, stand zwischen uns.“

„So, sie hat mich geliebt“, nickte der kleine Beamte, „aber ich war ein Krüppel geworden, der nicht mehr an sie denken durfte, und ich ging in eine fremde Stadt und habe sie niemals wieder gesehen.“

Nun verstimmt beide minutenlang, doch ein gleicher unruhiger Gedanke arbeitete in ihren greisen Gesichtern, bis einer ihn zuerst ansprach:

„Ich kam nicht von ihm ablassen; die paar Tage lang, die mir noch übrig, muß ich ihn „Gueline“ sagen hören.“

Der andere schüttelte den Kopf. „Ich auch nicht! Mir ist, als wäre ich noch einmal wieder jung, wenn er „Gueline“ sagt.“

„Aber, was soll denn geschehen?“
 „Ja, was soll denn geschehen?“

Der Sato hatte offenbar in seinem Gebächtnis unergelbber und verstaubte Erinnerungen daraus heraufgeholt, denn er rief auf einmal höchst betrieblig:

„Otto! Alexander! — Lieber Otto! — Lieber Alexander!“
 Blüßlich frag's unter dem eisernen Schnurrbarte hervor: „Sind Sie auch ganz allein auf der Welt, wie ich, Otto?“

„Ich habe keinen Menschen, Alexander.“
 „Einen Augenblick sörgerte der erste Sprecher noch, dann fuhr er fort:

„Wollen wir zusammensetzen und ihn gemeinschaftlich mit einander haben, Otto?“

Er streckte eine alte, magere, weisse Hand über den Tisch, und nach kurzem Gaudern legte sich eine andere, alte, magere, weisse Hand in sie hinein:

„Ja, Alexander, wir wollen's.“
 Sato hingerte sich schaukelnd in seinen Ring.
 „Gut! Gut! Liebe Gueline! Todi! Todi! Zuder!“

Punkte Zeitung.

Die Kaiserliche Posten 1. Ein Blatt aus der Geschichte bezieht sich eine Etage gegen Souffler's in der Revue de la Famille, la Vie Contemporaine“, in der er die Ankunft Napoleons I. in den Tuilerien nach seiner Flucht von Elba (22. März 1815) auf Grund bisher nicht veröffentlichter Dokumente schildert. Schon der persönliche Charakter des damaligen kaiserlichen Hofes stellte sich alsobald in den Tuilerien wieder ein. Nach Verlauf von zwei Stunden sah die angelammelte Menge vor den Vorleuten Staatsräthe, Ministern, Kammern und Hofbeamten vorfahren, alle in den Uniformen und Insignen des Kaiserreiches. Die Hofdamen, die Frauen der hohen Würdenträger u. s. w. erschienen in ihren Staatsroben mit Weichen bestickt. ... Man findet sich wieder, man beglückwünscht sich. Mit finstlicher Freude durchleiten die Frauen den Marichallat, die Diamantgalerie, den Thronsaal, alle die Orte der Seite, wo ihre Schönheit einst entzündete. In dem Thronsaal leben sie, daß auf den Teppichen die Aste nicht anwachsend ist; man entfernt eine solche, und darunter ersehen die kaiserliche Biene! Diese Frauen in großer Toilette machen sich nun munter an die Arbeit und in weniger als einer

halben Stunde tragen die Teppiche wieder das kaiserliche Abzeichen. Wimmelig erheben sich in den Tuilerien die höchsten Namen des Kaiserreiches und eine Menge von Ministern des Generalstabes, begleitet die Königinen Hortensie und Julie. Die Kaiserliche Leibgarde wie einst standen an den Thoren der Gemächer. Es wachen, als ob die ganze Welt des Kaiserreiches wieder erwachen wollte von einem bösen Traum, der ein Jahr gedauert. Die Stunden vergangen, die Nacht breitete sich über Paris aus. Von Minute zu Minute erwartete man den Kaiser, schon geht die Ungeduld in Unruhe über. Endlich gegen 9 Uhr hört man von Quai's her ein fernes Geräusch von Pferdegeschwanz und sich nähernde Rufe, die immer mehr anschwellen. Eine Postkutsche nach die Hofkammer Trabe dem kleinen Thore, umgeben von tausend Weibern der ganzen Armee und aller Grade. Sie schwingen ihren Säbel und rufen ihr Vire l'empereur, das schon mehr dem Willen der Sinnen gleicht. Die Offiziere auf Halbblid, im Socke aufgeteilt, die Generale auf den Perrons schwingen ihre Degen und eilen ihrem Kaiser entgegen. Diese Menge ist so groß und der Glanz so ungemessen, daß der Kaiser sich kaum in der Hofkammer nach dem sech Meter entfernten Pavillon de Flore sich zurückziehen müssen.

